



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Duimchen, Theodor: Mein Haus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Mein Haus

Von Theodor Duimhen



ben habe ich das Buch eines öden Philisters gelesen, in dem er, mit Vermeidung auch des kleinsten eignen Gedankens, über die von ihm bejahte Frage gähnt, ob man sich ein eignes Haus bauen solle, und das hat mir wieder einmal Nietzsche's Satz ins Gedächtnis zurückgerufen, worin der Träger von Herrenworten sagt, daß es geradezu zu seinem Glücke gehöre, kein Haus zu haben, und daß er sich nur dann froh zu Tische setze, wenn er esse, wie die Vögel essen, die ab- und zufliegen, wo allen gedeckt ist. In das Deutsch des Werkeltags übersetzt, heißt das: der Einsiedler von Sils Maria, der einsam ragende Geist, der sich „immer über diesem Volke“ fühlte, wünscht zur Miete zu wohnen und in der Kneipe zu essen. Unfaßlich! Ihm, dem nur die Herren der Rede wert sind, müßte doch das eigne Haus, die Voraussetzung und der Anfang zu irgend einem Herrentum, sehr hoch im Preise stehen.

Ich nehme die Partei des Philisters: was Nietzsche sagt, ist nur eine seiner augenblicklichen Wahrheiten, ein Satz, der aus einer gewissen Stimmung heraus richtig ist. Keine andre Lektüre als die Nietzsche's macht einem so schnell und so vollkommen klar, daß das entgegengesetzte ceteris imparibus gleich wahr sein kann. Er widerlegt sich aber deshalb auch — eben „das Übrige ungleich“ angenommen — fast immer selbst. An einer andern Stelle weist er geistvoll nach, wie sich die Herrschsüchtigen, die aber im Kampfe um die Macht unterlegen sind, auf den Trost der Resignation zurückziehen und stolz darauf werden, daß sie unabhängig sind. Er belacht diesen traurigen Ersatz der Herrschaft: nicht daß ich unabhängig von andrer Willen bin, sondern daß ich auf ganze Geschlechter und Zeiten meinen Willen drücke wie in Wachs, heißt leben.

Kein Haus aber und keinen Herd haben, ist der Wunsch der Bettelmönche, der Derwische, der Schlechtweggekommenen, der Verzichtenden. Wer nicht Haus noch Herd, nicht Kind noch Regel hat, nichts wünscht und nichts bedarf, der ist ja gewiß frei, aber solche Freiheit wurzelt nicht mehr auf dieser Erde. Um es etwas gröblich auszudrücken: es ist das „Du mußt“ der Gebrochnen, der Schwachen und der Feigen, das der letzte Rest ihrer Eitelkeit zu einem „Ich

will“ umflügt. Frei ist ein dehnbareß Wort. Wer nichts hat, nicht einmal eine bleibende Stätte, der ist gewiß frei, aber — fast vogelfrei. Frei im eigentlichen, im Sinne unsrer germanischen Ahnen, ist nur, wer im eignen Hause, auf eignem Hofe sitzt.

Mein Haus — es ist ein merkwürdiger Klang in diesen beiden Worten. Wer sie mit ruhigem Anstand sagen darf, der ist „frei,“ allerdings nicht frei von Pflichten, wenigstens niemals von der, die Genossen seines Hauses und Herdes unbedingt, unter allen Umständen zu schützen und dafür zu sorgen, daß ihnen werde, was ihnen zukommt.

Die germanische Anschauung schätzt das eigne Haus sehr hoch. Es ist etwas Liebevollles, Verehrendes in den Alliterationen „Haus und Herd,“ „Haus und Hof,“ „Haus und Habe.“ Weder schweifende Zeltbewohner, noch solche, die unter heißerer Sonne, in freigebigerer, gegen die Menschen milderer Natur sesshaft waren, konnten ihr Haus so ganz mit ihrem Gefühl umschließen, es in Sitte und Recht so hoch stellen wie die Germanen, die, Jäger und Ackerbauer zugleich, in rauhem Wald und auf farger Scholle saßen. Das germanische Haus ist in dem Bewußtsein des Volkes noch etwas ganz anderes als die römische domus. Dem Germanen wurde der Begriff Haus zur Zusammenfassung der ganzen Familie, aller, die zu ihr gehören; ich und mein Haus — damit bezeichnete er sich und alle die Seinen. Später faßte man alle Haupt- und Nebenlinien eines Geschlechts zusammen mit dem Worte Gesamthaus. Wir sprechen von einem alten Hause, von fürstlichen Häusern und bezeichnen damit durch Jahrhunderte folgende Geschlechterreihen.

Die Liebe zum eignen Hause war die Wurzel, aus der ebenso der kraftvolle Sinn für persönliche Freiheit wuchs wie der starke Gemeinssinn, das lebhafteste Gefühl für Stammeszugehörigkeit und Volksgenossenschaft. Denn Familienleben im höhern Sinne wird erst im eignen Hause möglich, und erst aus dem Familienleben hat sich alles Stammes-, Volks- und Staatsleben entwickeln können.

Hochachtung vor eines Mannes Haus geht seit uralten Zeiten durch das deutsche Recht. Der Sachsenspiegel hat für den Bruch des Hausfriedens peinliche Strafen, und lange nachdem das römische Recht in Deutschland aufgenommen worden war, blieben wenigstens Reste dieser ursprünglichen Anschauung erhalten. Selbst der geordnete Richter durfte kein fremdes Haus gegen den Willen des Herrn, des Wirts, betreten, solange sich der nur nicht weigerte, sich und seine Hausgenossen dem Gerichte zu stellen. Diesen echt germanischen Grundsatz haben sich allerdings von den germanischen Völkern wohl nur die Engländer bewahrt, wie sich denn überhaupt das englische common law sehr ursprünglich und vom römischen Rechte frei erhalten hat. Man bekommt eine große Meinung von der Kraft, die diesem common law innewohnen muß, wenn man zum Beispiel bedenkt, daß sich nach so ungeheuern

Veränderungen, wie sie die normanische Eroberung mit sich brachte, die den gesamten Grund und Boden zum Feudaleigentum einiger tausend normannischer Barone machte, dennoch die alte und unbedingte Achtung vor dem Hausfrieden so völlig erhalten hat, daß noch Blackstone sagen kann: A mans house is his castle, das Gesetz sieht das Haus des Engländers als seine Feste und Freistadt an, worin er keine Gewalt zu leiden braucht. Das ist nicht etwa bloß eine Lebensart geworden, nein, jeder Engländer ist in seinem Hause gegen jegliche Verfolgung, auch gegen die gesetzliche, gesichert, nur ganz bestimmte, hohe Beamte haben das Recht zu Verhaftungen und zu Hausdurchsuchungen, und auch dann schützen noch genaue formelle Vorschriften gegen jeden Mißbrauch. Sie schützen wirklich, denn sie stehen nicht bloß auf dem Papier. Sehr gut beleuchtet das der häufig angeführte bekannte Fall: ein Engländer wehrte in seinem Hause eine Verhaftung ab, die nur durch eine falsche Titelbezeichnung im Verhaftsbefehl formwidrig war. Er wurde dabei von seinem Nachbar unterstützt, und zwar so gewaltsam, daß dieser den Beamten tötete. Die Gerichte erklärten aber trotz des Totschlags den Nachbar nicht nur für schuldlos, sondern für wohlverdient „um die gesetzliche Ordnung und den Frieden der Bürger.“

Bismarck hat einmal darüber geklagt, daß in Deutschland das Verhältnis zwischen der Polizei und den Bürgern soviel schlechter sei als in England. In England nehme das Publikum Partei für den Polizisten gegen den Verbrecher, in Deutschland sei es fast umgekehrt. Es ist etwas wahres daran, aber aus guten Gründen. Wir werden in Deutschland nächstens Schutzvereine gegen die Schutzleute gründen müssen; in England vergift kein Polizist jemals, daß er der Diener des Volkes und des Gesetzes ist, und daß ihn, um einen religiösen Ausdruck zu gebrauchen, der Teufel holt, wenn er das je vergift. Kommt es zum Streit und zur Untersuchung, so hat er genau so wie der andre zu beweisen, was er sagt. Die Einrichtung, daß man unter allen Umständen dem Manne mehr glaubt, der zum Schutze und zum Dienste des Bürgers angestellt ist, als dem Bürger selbst, würde dem Engländer noch heute gerade so unbegreiflich vorkommen, wie es einem unsrer Ahnen vorgekommen sein würde, wenn man das Zeugnis eines Büttels für gewichtiger gehalten hätte als den Eid eines Freien. Die Engländer haben, unterstützt durch festere Überlieferung und durch ihre Gerichte, ihre Polizisten zur Achtung vor eines jeden Engländers Recht und vor eines jeden Engländers Haus erzogen.

Uns ist es schlechter gegangen. Die kontinentalen Germanen haben wohl nicht genügend harte Köpfe und Fäuste dazu gehabt und sind vermutlich auch immer von ihren Gerichten im Stich gelassen worden, denn die haben nie etwas getaugt: sie sind — wie ohne weiteres zugegeben werden soll, hauptsächlich infolge der besondern traurigen politischen Entwicklung — immer die rückgrat- und gefinnungslosen Schergen großer und kleiner Herren gewesen. Barrett und Robe haben immer die Willkür auf Bestellung drapieren helfen. Immer, wo

es auf sie angekommen wäre, sind die Richter die Feigsten und die am weitesten Zurückgebliebenen gewesen, abhängig von Fürsten, Grafen und Pfaffen, wie von gerade herrschenden Vorurteilen und von verbreiteten Irrtümern. Der beste Beweis, wie traurig es um unsre Rechtspflege bestellt gewesen ist, liegt darin, daß ein Geheimbund wie die Böhme, im Grunde doch weiter nichts als eine weitverbreitete, mächtige Verschwörung, die den Kampf gegen eine in Rechtsform gebrachte Willkür aufgenommen hatte, jahrhundertlang eine gewaltige Macht war, deren rächender Dolch, deren strafender Strick, weil ihnen gelegentlich auch Mächtige verfielen, beim Volke noch heute im besten Andenken steht, während man sich den Richter ungefähr so vorstellt, wie Kleist in seinem Zerbrochenen Krug einen dem Gelächter aller Zeiten preisgegeben hat.

Ich bin kein Verehrer des heutigen englischen Volkes, der englischen Politik oder gar des englischen Gant, schon mehrere Engländer zusammen sind mir gewöhnlich ungenießbar. Aber der einzelne Engländer hat sich von seinen „angelsächsischen Vorvätern“ löbliche Reste einer kräftigen Persönlichkeit, einer offenen männlichen Art bewahrt, und Willkür oder Übergriffe der Polizei hat er nie groß werden lassen. Das Recht eines Mannes, der Friede seines Hauses durfte nie angetastet werden, und deshalb ist noch heute in England der Wunsch, ein Familienhaus zu bewohnen, viel allgemeiner als auf dem Festland. Es lohnt dort noch.

Das Streben des Engländers ist darauf gerichtet, ein independant gentleman zu werden und mit den Seinen im eignen Hause zu sitzen, das des Deutschen geht dahin, „etwas zu werden,“ das heißt, irgend einen Titel zu erlangen, der ihm, wie es scheint, erst einen Wert in seiner eignen Meinung verleiht. In England heißt der Premierminister, also der eigentliche Leiter des Weltreichs, in der Gesellschaft Mr. Gladstone und seine Frau Mrs. Gladstone; in Deutschland nehmen es einem der Gerichtsschreiber und seine Frau übel, wenn man nicht vom Herrn Gerichtsfretär und der Frau Sekretärin spricht. Auch das kommt zum großen Teil daher, daß der Deutsche nicht in einem eingewachsenen, im Volksbewußtsein wurzelnden Recht, sondern unter unendlich vielen geschriebnen, und zwar schlecht geschriebnen, ihn immer bedrohenden Gesetzen lebt, daß er fast nie in seinem eignen, sondern in andrer Leute Häusern wohnt.

Unsre Paragraphen über den Hausfriedensbruch sind gegen andre „Unterthanen“ ein recht mäßiger, gegen richterliche, namentlich aber gegen polizeiliche Willkür gar kein Schutz. In England ist das Familienhaus geradezu selbstverständlich für alle, die es sich nur irgend leisten können, für polizeilich regierte Völker aber ist die Mietkaserne typisch. Das eigne Haus hat keinen Wert, man drängt sich lieber zusammen, um Schutz gegen oder doch Zeugen für Mißhandlungen zu haben. In Deutschland ist ein eignes Haus fast ein Zeichen des Bevorrechteten, des besonders Begünstigten, des Reichen geworden,

und ein wenig von dem eigentlichen Hausrecht hat man erst dann, wenn man ein Schloß besitzt. Bei uns heißt es nicht, wie in England: Jedermanns Haus ist seine Burg, sondern ungefähr: Hat einer eine Burg, so hat er allenfalls ein Haus.

Ich bin jedenfalls schon sehr früh dieser pessimistischen Überzeugung gewesen. Wir wohnten im eignen Hause. Es stand in einer kleinen Stadt am Markte, hatte einen großen Hof und unglaublich dicke Mauern und war ein ganz imposantes Haus für das Nest. Es war seit langer Zeit im Mutterstamme gewesen, und daß der Mutterstamm den stolzen Namen Krieger führte, machte die ganze Sache dem Jungen natürlich noch viel imposanter; und dennoch — die wahre Liebe war es nicht. Die Nachbarn waren zu nahe, sie konnten hinten über die Planke sehen, und nebenan war sogar das Landratsamt — nein, die wahre Liebe war das nicht; mein erster goldner Traum war vielmehr ein Schloß am Meere. Noch später, als der Lakaiensohn Friedrich Hase uns jungen Dachsen ein großer Schauspieler und die künstlerische Verkörperung aristokratischer Vornehmheit war, beneidete ich ihn immer, wenn er als Thorane sagen durfte „Mein Schloß am Meere mittelländisches.“ Dann, als ich älter und bescheidner wurde und meine Zeitgenossen immer mehr lieben lernte, fing ich an, mit dem Binnenland zufrieden zu sein und nahm mir vor, sobald ich zweimal hintereinander das große Los gewinnen würde, im Hochwalde, mitten in einem See mir ein Haus zu bauen; es muß schön sein, so zu wohnen und zu wissen, daß drüben am Ufer keine Kähne sind.

Auch das ist eine ungestillte Sehnsucht geblieben und wird es wohl auch bleiben, wenn ich nicht noch einmal recht viel Glück mit einem sehr guten — denn nur solche gefallen ja in Deutschland — also mit einem sehr guten Theaterstück habe. Ein Theaterstück müßte es schon sein, denn selbst die besten Romane, und dazu gehören die meinigen bekanntlich unbestritten, bringen doch nicht immer soviel ein, wie zweimal das große Los.

Wie mir, geht es aber Millionen ebenso guter Christen, denn abgesehen davon, daß „hie und da einmal ein Glücklicher gewesen,“ kommen wir doch alle von den berühmten tausend Masten auf das mühsam gerettete Boot. Es wird sich also empfehlen, daß man nicht auf ein Schloß am Meer und nicht auf das Haus im See wartet, sondern daß man so bald als möglich unter irgend ein erträgliches, aber eignes Dach zu kommen sucht und dann an seinem Teile dazu beiträgt, möglichst auch jedem andern im deutschen Vaterlande wieder zu einem eignen Dach zu verhelfen. Selbst ein kleines Häuschen ist der Mühe wert, wenn es auch, statt von Fels und Meer oder von den Fluten des schützenden Sees, nur von dem Walle des Rechts umgeben ist, das für alle wirklich gleich und stark genug ist, jede Willkür von der Schwelle fern zu halten. Jeder „Wirt,“ so schwere Pflichten er auch für die Gesamtheit seiner Volksgenossen mag tragen müssen, wird sich dann doch wieder als Herr und als

Freier fühlen. Aus mancherlei Anzeichen möchte ich schließen, daß nicht, wie es eine Zeit lang schien, die Mietkaserne das Haus der Zukunft sein wird, sondern daß meiner Hoffnung immer mehr Aussicht auf Erfüllung winkt. Der Verkehr wächst, der Raum wird immer leichter überwunden, das immer enger werdende Eisenbahnnetz, die Pferdebahnen und die elektrischen Bahnen und namentlich das Fahrrad, sie alle betrachte ich liebevoll als Verbündete. Immer mehr verwischt sich der Gegensatz zwischen Stadt und Land, die Großstädte werden vielleicht einmal vom Erdboden verschwinden, denn noch eins kommt hinzu, etwas Wichtiges, was immer deutlicher erkannt wird. Oldenberg scheint nach seinem in Leipzig gehaltenen Vortrag „Deutschland als Industriestaat“ das, was auch ich hoffe, als notwendiges Entwicklungsergebnis sicher zu erwarten: die Industriestaaten verlieren ein Volk nach dem andern als Kunden und sehen unangenehm überrascht ihre bisherigen Abnehmer einen nach dem andern als Konkurrenten auftreten. Schließlich können doch nicht alle Nationen Fabrikanten für andre sein wollen, denn sie werden keine Käufer mehr haben. Ackerbau und Gewerbe werden also einander wieder näher rücken und innerhalb der Volksgenossenschaft für einander arbeiten müssen. Erfindungsgeist, technisches Genie, Organisationstalent, die ein Jahrhundert lang fast nur der Industrie gedient haben, werden sich wieder der ursprünglichsten Produktion, der Bebauung des Bodens, mit größerem Vorteile und also vorzugsweise widmen. Welche Vervollkommenung, welche Erleichterung, welcher ungeahnter Fortschritt uns dann vierzig, fünfzig Jahre bringen können, ist gar nicht auszudenken, wenn man sich klar macht, mit welcher Bequemlichkeit wir heute schon Kraft und Hände und jede Einrichtung überall hintragen können. Ich erinnere mich, einmal die Behauptung gelesen zu haben, daß bei gesteigertem Ackerbau ein Quadratmeter Boden genügen würde, eine Familie zu ernähren. Mag das auch übertrieben sein, aber daß uns das nächste Jahrhundert auf diesem Gebiete die Lösung von Problemen, die Antwort auf Fragen bringen wird, die wir heute noch nicht einmal aufwerfen können, ist höchst wahrscheinlich. Ein solcher Fortschritt in der Urproduktion aber, veranlaßt durch den Zwang der Not, die immer die große Lehrmeisterin gewesen ist, eröffnet glänzende Aussichten.

Weil das eine Fabrikantenvolk in wahnsinniger Konkurrenz das andre unterbietet, um von den Kundenvölkern möglichst viel Aufträge zu bekommen, ist die Industrie gezwungen, auf die Lebenshaltung ihrer Mitglieder, also der Fabrikleiter, der Beamten, der Arbeiter zu drücken. Eine Industrie aber, die schließlich nicht umhin kann, nach Deutschland Italiener, Tschechen, Polen, vielleicht nächstens Chinesen hereinzurufen, weil die „billiger“ sind, d. h. weil sie verstehen, noch schlechter zu leben, und auf der andern Seite eine Landwirtschaft, der die Preise ihrer Erzeugnisse von den Raubbau treibenden Bauervölkern immer mehr heruntergedrückt werden, weil die die bezognen Industrie-

waren doch notwendigerweise mit ihren Erzeugnissen bezahlen müssen, eine Landwirtschaft, die keinem Kleinbauer mehr ein würdiges Dasein ermöglicht und die großen Besitzer zwingt, auch ihrerseits den deutschen Boden durch italienische, tschechische, polnische oder russische Feldarbeiter bebauen zu lassen, sind doch beide keine Ideale. Eine Landwirtschaft aber, die mit Leichtigkeit alle die Nahrungsmittel und Rohstoffe hervorbrächte, die nur irgend von der Gesamtheit aller Deutschen aufgegessen und verarbeitet werden könnten, eine Industrie, die diese Rohstoffe spielend in die Waren verwandelte, die die Gesamtheit aller Deutschen nur irgend zu verbrauchen vermöchte, eine deutsche Industrie, die an der deutschen Landwirtschaft, und eine deutsche Landwirtschaft, die an der deutschen Industrie einen Kunden fände, der alles aufnahm und bezahlte, was man ihm anböte, die würden wirklich „nationale Arbeit“ leisten.

Sie würden aber auch ermöglichen, nicht nur daß jeder Deutsche in seinem, sondern auch das deutsche Volk frei und stolz im eignen Hause säße. Und wer wollte es dann daraus verdrängen? Welcher Nachbar wäre thöricht genug zu solchem Versuch? Es giebt keine Macht, die über dies deutsche Volk hinwegschritte, wenn es an der Grenze seines Reiches stünde, seinen Besitz zu verteidigen, wenn es die heute noch ungeahnte, hochentwickelte Wissenschaft, Technik und Kunst des Krieges, wenn es die Mut, die Begeisterung und die Klingen von Millionen und aber Millionen Freien hinter sich, von seiner Schwelle aus sagte: Das ist mein Haus!



John Brinckman

Von Ernst Brandes (Strasburg in Westpreußen)

(Schluß)



ie solche Geschichten und Persönlichkeiten zu behandeln sind, zeigt Reuter nicht bloß in seinen Läuschen und Nimmeln, sondern ganz besonders an der Figur seines Onkel Herse. Als in der Franzosentid Uhrmacher Droi (Droz) infolge seines unsinnigen Umhertuschirens mit Mamsell Westphalens Bettthimmel von den Franzosen entdeckt und arretirt worden ist, fühlt sich der Ratsherr Herse bewogen, die Sache in seine Hand zu nehmen. Er kommt in aller Heimlichkeit, d. h. in voller Ratsherrnuniform, und mit der Losung: Sur Swinfleisch! in die Küche und dirigirt nach manchen bösen Zufällen und nach vielen Erwägungen die verängstigte Mamsell ganz unnötigerweise in ein Versteck auf dem Räucher-